

Dichter und Schriftsteller als Freunde erotischer Literatur

Von Dr. Paul Englisch

Daß man sich schämt, der Erotik die ihr zukommende Rolle in der Gesellschaft einzuräumen, bedeutet gerade kein Ruhmesblatt für unsere heutige Kultur. Noch viel zimperlicher verhält sich die zunftgemäße Sitten- und Splitterrichterei, wenn es sich um die Rolle der Erotik in Literatur und Kunst handelt. Und doch ist dieser gegen die künstlerische oder auch pseudo-künstlerische Darstellung des Erotischen geführte Kampf nach den bisherigen Erfahrungen von vornherein zur Aussichtslosigkeit verurteilt, sind doch, um nur ein bezeichnendes Beispiel anzuführen, allein in Deutschland von der Abteilung II im Berliner Polizeipräsidium, der die im Buchhandel erscheinende Literatur zur Überwachung untersteht, seit der kurzen Zeit ihrer einschlägigen Tätigkeit an 8200 Druckschriften als unzüchtig beschlagnahmt worden. Die Zahl ist, absolut genommen, hoch, verschwindend gering aber, wenn man die Unzahl erotischer Schriften, die tagtäglich neu erscheinen und im geheimen vertrieben werden, ohne der Beschlagnahme zu verfallen, ins Auge faßt. Nach meinen wirklich gründlichen Erfahrungen, die ich in zwei Jahrzehnten gesammelt habe, ist die Hydra der unterirdischen Literatur stärker als alle Hemmnisse, die man ihr in den Weg legt.

Das ökonomische Gesetz von Angebot und Nachfrage gilt für die erotische Literatur ganz besonders. Auch sie hat ihre Konjunktur, und die Preise pendeln zwischen Tief- und Höhepunkt unaufhörlich auf und ab. Bei keiner anderen Literaturgattung macht sich aber das Gesetz der Auslese so intensiv geltend wie gerade hier. Elaborate ohne jeden künstlerischen oder literarischen Wert verschwinden bald spurlos von der Bildfläche, Produkte von höherem Niveau erleben im Laufe der Jahre einen Nachdruck nach dem

anderen. Von John Clelands „Fanny Hill oder Erlebnisse eines Freudenmädchens“ habe ich (in meiner bei Julius Püttmann in Stuttgart erschienenen Schrift) über neunzig verschiedene Ausgaben feststellen können. Es muß demnach für diese Literaturgattung ein fühlbares Bedürfnis vorhanden sein, und dieses (wir können es ruhig als gegeben annehmen) macht sich gerade in den intellektuellen Kreisen geltend. Selbst unsere Geistesheroen standen und stehen den Reizen erotischer Schriften nicht unempfindlich gegenüber. Wenn ich im folgenden diese nur dem Nichteingeweihten befremdliche Tatsache durch einige Beispiele erhärte, so mag man sich bewußt sein, daß mit der hier vorliegenden Aufzählung die Liste keineswegs erschöpft ist, ja ich bin überzeugt, daß mancher Bibliophile mehr als einen hier nicht genannten Schriftsteller oder Künstler von Rang als Liebhaber erotischen Schaffens benennen kann. —

Frankreich verfügt bekanntlich über die reichhaltigste klandestine Literatur. Koryphäen des Schrifttums haben sich nicht gescheut, schlecht und recht direkt pornographische Romane zu schreiben oder der Venus vulgivaga ein versifiziertes Loblied mit unverblümter Deutlichkeit darzubringen. Ich darf nur erinnern an Namen wie Balzac (Contes drôlatiques), Musset (Gamiani), Victor Hugo (Roman der kleinen Violette), Gautier (Brief an die Präsidentin), Gustave Droz (Un été à la campagne), Maupassant (Les cousines de la colonelle), Béranger (Chansons érotiques), Verlaine (Femmes, Hommes, Amies) usw. Die Liste ließe sich beliebig verlängern.

Es kann wohl als feststehend angesehen werden, daß die Verfasser sotadischer Werke auch Liebhaber erotischer Lektüre sind, und daß sich Wechselwirkungen zwischen den durch die Lektüre gewonnenen Eindrücken und der eigenen literarischen Produktion dieser Art ergeben. Das Gelesene reizt zur Nacheiferung. Von Maupassant läßt sich diese Einwirkung mit einiger Sicherheit feststellen. Er stand, wie man weiß, in engen Beziehungen zu dem als Verleger vieler sotadischer Schriften bekannten Verleger Poulet-Malassis. Er kannte auch den Verleger Kistemaeker in Brüssel, dessen Genre besonders die minderwertige Literatur war. Nun berichten die Brüder Goncourt in ihrer „Tagebuch“-Notiz vom 17. Februar 1882, daß Maupassant von einem bekannten Kritiker beauftragt wurde, ihm von einem dieser Verleger sotadische Bü-

cher zu besorgen. Man darf doch wohl annehmen, daß diese Gefälligkeit ihm nicht zugemutet worden wäre, wenn man ihm nicht die erforderliche Sachkenntnis zugetraut hätte. Er mußte in dieser Art Literatur also wohl beschlagen sein, um die geeignete Auswahl treffen zu können.

Stendhal-Beyle las die „Liaisons dangereuses“ des Choderlos de Laclos mit Leidenschaft und erzählt im „Vie de Brulard“, daß er dem Autor, den er als alten Artilleriegeneral in Mailand kennenlernte, wegen des Romans den Hof machte. Er sagt von sich selbst, daß ihn schon in der Kindheit sein feuriges Temperament plagte, Dinge zu beobachten, die alle Welt vermied, beim rechten Namen zu nennen. „Ich fand Mittel und Wege“ – erzählt er im Brulard –, „in die Bibliothek meines Vaters zu dringen. Es fand sich da eine köstliche Sammlung von Elzevieraussgaben, aber unglücklicherweise verstand ich kein Latein. Ich versuchte, ein paar Artikel in der „Enzyklopädie“ zu lesen, aber was war das alles nach der Lektüre von Félicia und der Neuen Héloïse!“ (Gemeint ist hier: Félicia ou mes fredaines, Amsterdam 1778, in zwei Bänden von Nerciati, eines der geistreichsten Erotika aller Zeiten.)

Diese Vorliebe für das Erotische und Pikante behielt er für sein Leben. Wenn er, den man als glänzenden Erzähler intimer Geschichten schätzte, der anwesenden Gesellschaft „italienische Freimütigkeit“ zutraute, erzählte er gern kleine Immoralitäten, und zwar derart, daß man jeden Moment die unglaublichste Entgleisung ins Erotische befürchten mußte, während er seiner Anekdote plötzlich die harmloseste Wendung zu geben verstand. (Ausgewählte Briefe Stendhals usw. Deutsch von Arthur Schurig, München und Leipzig 1910, S. XIV.)

Als ebenso geschickten Zotenreißer kennt man übrigens auch Henry Monnier, über dessen viel geschätzte Liebhaberei und Verfasserschaft von „Deux Gougnottes“, einem sehr witzigen sotschischen Dialog, Alphonse Daudet (30 Jahre Paris. Basel 1889, S. 230 ff.) sehr anschaulich plaudert.

„Er bezahlte seine Zeche (Monnier war sehr arm und aß stets bei seinen Bekannten zu Mittag) damit, einige gesalzene Geschichten beim Nachtschisch zum besten zu geben, vielmehr zu spielen, denn in seiner drastischen Darstellung lag nichts Improvisiertes. Es war ein sehr skandalöser Dialog mit Nachahmung zweier Stimmen; es

war auch bisweilen sein Lieblingsheld, Herr Prudhomme, der seinen Bauch und seine unerschütterliche Feierlichkeit durch die bedenklichsten Abenteuer trug . . . Zu einer Zeit wollte man ihm eine Pension auswirken, da aber brachten seine lockeren Nachtschvorträge dem armen Manne Unheil. Man hatte die Sammlung in Belgien drucken lassen, ein Exemplar drang über die Grenze, das ministerielle Schamgefühl erklärte sich für beleidigt davon, und plötzlich war es um die versprochene Pension geschehen. Jene Sammlung ist nicht mit den ‚Bas fonds de Paris‘ zu verwechseln (deutsch erschienen zwei dieser Geschichten: ‚Die Hölle Joseph Prudhommes‘, Boston 1877, und ‚Zwei Gougnotten‘, Bordopolis 1892), die neben ihr als Lektüre für junge Mädchen gelten könnten, obgleich ihre Veröffentlichung nur durch besondere Nachsicht in sehr beschränkter Zahl von Exemplaren und zu einem so hohen Preise gestattet war, daß der Band in keinem Falle sein Verderben über die exkommunizierten Grenzen der Welt der Bibliophilie hinaus verbreiten konnte.“

Balzac's Sinnenfreudigkeit beweisen schon seine „Drolligen Erzählungen“. Aber auch sonst ist sie bezeugt. Die Brüder Goncourt berichten in ihren Tagebüchern von seiner Korrespondenz mit der Gräfin Hanska und sagen dabei wörtlich: „Diese seine Korrespondenz ist auch beinahe undruckbar wegen ihrer Anspielungen auf erotische Vertraulichkeiten zwischen ihm und dem Gegenstand seiner Liebe, denn Balzac war keineswegs, wie allgemein geglaubt wird, ein Asket, war kein keuscher Joseph.“ (Das Tagebuch der Brüder Goncourt. Ausgewählt von Paul Wiegler, München, Langen, o. J. [1927] S. 204.) Seine „Contes drôlatiques“, die sich in manchen Stücken an Vorbilder, u. a. an die „Taten und Abenteuer des alten Klosterbruders Hannes von Lehnin“ anlehnen, beweisen jedenfalls zur Genüge, daß Balzac in der mittelalterlichen galanten Schwankliteratur wohl zu Hause war.

Auch Flaubert zeigt sich erotischer Literatur gegenüber durchaus nicht ablehnend. In ihrem „Tagebuch“ (a. a. O. S. 66) berichten die Brüder Goncourt von seinem „Geheimarchiv“: „Da ist die eigenhändig geschriebene Beichte des Päderasten Cholet . . . eine Beichte voll von vertraulichen Einzelheiten und Ergüssen wahnwitziger Leidenschaft. . . Da ist ein Brief einer Dirne aus einem Freudenhaus, die einem Zuhälter allen Unflat ihrer Zärtlichkeit

anbietet“ usw. Bei dieser Gelegenheit sei auch daran erinnert, daß der „Pan“ (1. Jahrg., Heft 6 S. 181–188 vom 16. 1. 11) ultra-realistische Tagebuchaufzeichnungen Flauberts zu veröffentlichen wagte, und daß demzufolge die fragliche Nummer der Beschlagnahme verfiel.

Nur Zola stand in dem Kreis um Flaubert trotz ungezählter „freier“ Stellen in seinen Romanen den Einwirkungen erotischen Schrifttums ziemlich passiv gegenüber, nicht aber aus engherziger Prüderie, hat er doch selbst den galanten Stil Lafontaines in seinem bisher unbekanntem „Le diable ermite“ nachzuahmen versucht, sondern – aus Zeitmangel. Als ihm die Brüder Goncourt 1882 die Lektüre der „Gefährlichen Liebschaften“ von Choderlos de Laclos anrieten, lehnte er mit der Begründung ab: „Ich habe keine Zeit.“ (Tagebuch S. 183.)

Kann man Zolas Begründung Glauben schenken, so werden wir dagegen hinter die Auslassungen von Alexander Dumas d. Ä. und J. J. Rousseau ein großes Fragezeichen machen müssen. Dumas berichtet nämlich in seinen „Memoiren“ (in zwei Bänden, herausgegeben und eingeleitet von Friedrich Wencker, Berlin 1913, Bd. I, S. 118/19): „Der Zufall hatte mir manchmal obszöne Bücher in die Hand gespielt. Ein Hausierer, der in seinem Kasten erlaubte Bilder, aber unter seinem Mantel verbotene Bücher trug und je nach Wunsch bald diese, bald jene verkaufte, kam zwei- oder dreimal des Jahres durch Villers-Cotterets. Das Geld, das ich mit Not meiner armen Mutter erpreßt hatte, wurde oft zum Ankauf dieser verbotenen Bücher verwendet. Aber ein gewisses Zartgefühl . . . ließ mich ähnliche Bücher gewöhnlich schon bei der zehnten Seite oder beim zweiten Kupferstich weit von mir schleudern.“ Allein diese nachträgliche reservatio scheint meines Erachtens eine reservatio mentalis gewesen zu sein. Man muß bedenken, daß Dumas seine Memoiren im vorgeschrittenen Alter schrieb, daß sie zur Veröffentlichung in einem Familienblatt bestimmt waren, daß der Verfasser im Zenith seines Ruhmes stand, den er begreiflicherweise nicht unnötig durch eigenes Verschulden schmälern wollte, daß er endlich Dutzende von Geliebten nach- und nebeneinander besaß – und man wird seine moralisinsure Beweihräucherung der eigenen Person richtig einzuschätzen wissen.

Auch Rousseaus Angaben dürften nicht so ohne weiteres stim-

men. Er berichtet: „Bewahrte mich indes mein Geschmack nicht vor platten und abgeschmackten Büchern, so behütete mich mein gutes Schicksal vor unzüchtigen und schmutzigen, nicht als ob die La[Tribu, eine Frau, die sich in jeder Beziehung zu allem bequemte, sich ein Gewissen daraus gemacht hätte, mir dergleichen zu geben, sondern sie nannte sie mir mit einem geheimnisvollen Wesen, um bei mir Eindruck zu machen, und eben darum verwarf ich sie, sowohl aus Abneigung als aus Schamhaftigkeit, und der Zufall war meinem keuschen Sinne so günstig, daß ich schon über 30 Jahre alt war, ehe ich nur einen Blick in eines dieser gefährlichen Bücher geworfen hatte“ (Bekenntnisse, herausgegeben von Otto Fischer, München, M. Möricke, 1912, S. 42). Allein diese Schamhaftigkeit war nicht der Ausfluß eines auf Kritik gegründeten Urteils, eines bewußt moralischen Standpunktes, sondern einer ins Krankhafte gesteigerten Triebrichtung. Der Leser erotischer Schriften fühlt sich in seiner Phantasie als Don Juan, identifiziert sich mit dem Helden der Erzählungen, beteiligt sich also aktiv mit seiner Einbildungskraft an der Eroberung der Lustobjekte. Rousseau indessen gesteht selbst zu, daß in der Liebe Passivität ihm der erstrebenswerteste Zustand dünkte. „Auf den Knien vor einer Gebieterin zu liegen, ihren Befehlen Gehorsam zu leisten, sie um Verzeihung bitten zu dürfen, das war für mich ein süßer Genuß.“ Überdies kann sein erotisches Triebleben nicht gerade als besonders intensiv bezeichnet werden, was wohl auch auf sein nervöses Blasenleiden zurückzuführen sein dürfte.

Mit großer Offenherzigkeit legt auch Charles Baudelaire von seiner Geschmacksrichtung Zeugnis ab. Im Oktober 1865 schreibt er an den als Verleger von *Eroticis* reichlich bekannten Poulet-Malassis: „Sehr liebenswürdig von Ihnen, teilten Sie mir den Preis eines Exemplars der ‚Justine‘ von Sade mit und wo man sie findet. Auch wüßte ich gern den Preis der ‚Aphrodites‘, des ‚Diable au corps‘ und was nach Ihrer Meinung die charakteristischsten moralischen und literarischen Qualitäten ähnlicher Saloperien sind. Was zum Teufel will der Sieur Baudelaire mit diesem Paket Dreck anfangen? Der Sieur B. hat hinreichend Geist, um das Verbrecherische im eigenen Herzen zu studieren. Diese von Ihnen erwartete Notiz ist für einen großen Mann bestimmt, der das Verbrecherische nur bei den anderen Menschen studieren zu können glaubt.“ (Blei,

Das Kuriositätenkabinett der Literatur, Hannover 1924, S. 30/31.) Blei, dem ich diese Äußerung entnehme, gibt der Vermutung Raum, daß die fraglichen Erotika, die neben Sade Andréa de Nerciat zum Verfasser haben, für Sainte-Beuve bestimmt gewesen seien, da dieser einmal Baudelaire um eine gepfefferte Geschichte des Abbé Voisenon gebeten habe, die ebenfalls von Poulet-Malassis verlegt worden war. Indessen ist es durchaus nicht nötig, der Wahrheitsliebe Baudelaires in puncto Venere übertriebene Bedeutung beizumessen. Wir werden stets und immer wieder die Erfahrung machen, daß Schriftsteller, selbst wenn sie keine Bedenken tragen, ihre Liebesabenteuer literarisch auszuschlachten, sich über ihre Neigung zu erotischer Lektüre ausschweigen oder sie gar in Abrede stellen. Warum soll Baudelaire, dessen Aufrichtigkeit ja durchaus nicht über allen Zweifel erhaben ist, allein eine rühmliche Ausnahme machen? Ich jedenfalls habe den dringenden Verdacht, daß die fraglichen Erotika für Baudelaire bestimmt waren. Das glaube ich um so eher annehmen zu müssen, als Baudelaire auch sonst die pornographischen Neuerscheinungen mit lebhaftem Interesse verfolgte. Iwan Bloch, der (in der Zeitschrift für Sexualwissenschaft, Jahrg. 2) den unumstößlichen Beweis erbringt, daß Alfred de Musset die „Gamiani“ geschrieben hat, führt neben Heinrich Heine und Alfred Meißner auch Baudelaire als Kronzeugen für seine These an und beweist damit jedenfalls, daß Baudelaire ein scharfes Auge für die fragliche Literaturgattung besaß.

Interessant ist auch in obiger Notiz, daß Sainte-Beuve eine kleine Schwäche für Pornographika gehabt zu haben scheint.

Von deutschen Dichtern seien zunächst Goethe und Schiller genannt. Goethe liebte derbe Ausdrücke sehr, was Schopenhauer aus persönlicher Erfahrung bestätigte (Schopenhauers Gespräche und Selbstgespräche, herausgegeben von E. Grisebach, Berlin 1902, S. 40), und Goethe sowohl wie Schiller erfreuten sich an der Lektüre von Diderots „Bijoux indiscrets“, der „Nonne“, den „Liaisons dangereuses“ und Restifs freien Schriften. In seinem Briefe vom 2. Januar 1789 an Goethe erwähnt Schiller die Lektüre von „Coeur humain dévoilé“ und ist des Lobes voll. „Ich habe es nun gelesen und ungeachtet alles Widerwärtigen, Platten und Revoltanten mich sehr daran ergötzt. Denn eine so heftige sinnliche Natur ist mir nicht vorgekommen.“

Neben Restif de la Bretonne scheint besonders Crebillon der Jüngere mit seinen überaus galanten Erzeugnissen das Interesse des Weimarer Musenhofes gefunden zu haben. Das verwachsene Fräulein v. Göchhausen schreibt an Knebel: „Vor einiger Zeit las ich ‚Ah, quel conte!‘ von Crebillon. Ich war davon so eingenommen, daß ich viel davon schwatzte. Der Herzog, die Stein und andere lasen's auf meine Rekommandation, Wieland erzählte die Geschichte den Weib und Mägdlein.“ Und Wilhelm Heinse gibt seinem Entzücken über Crebillons Schriften in einem Briefe vom 2. Juni 1776 an Gleim beredten Ausdruck: „Ich habe den Plan zu einem Roman im Kopfe, welchen ich diesen Sommer noch schreiben will. Wollte doch Apoll und die Grazien, daß ich den Deutschen was schreiben könnte wie Crebillon den Franzosen!“ Auch in der Vorrede zu seinem „Enkolph“ gesteht er freimütig: „Welch eine selige Wonne kann man bei dem ‚Sopha‘ des Crebillon und seinem beliebten ‚Schaumlöffel‘ empfinden!“

Selbst auf den alten Wieland hat Crebillon in unverkennbarer Weise nachhaltig eingewirkt (vgl. die Einleitung von Friedrich Hirth zu Crebillons „Sopha“, Wien, Rosenbaum, 1912, S. LIX ff.). Und doch hat der französische Schriftsteller nicht nur so stark galante Sachen wie die obengenannten geschrieben, sondern auch die direkt pornographischen „Tableaux des moeurs du temps“ (vgl. meine „Geschichte der erotischen Literatur“, Stuttgart 1927, S. 446 ff.). Wie weit diese bekannt waren, läßt sich natürlich heute nicht mehr feststellen.

Schopenhauer, dem wir die Mitteilung von Goethes Vorliebe für Obszönitäten verdanken, äußerte sich hinsichtlich seiner eigenen Person gegenüber Frauenstädt, ein Philosoph müsse „nicht bloß mit dem Kopfe, sondern auch mit dem Genitale aktiv sein“ (Arthur Schopenhauer von E. O. Lindner und Memorabilien, Briefe und Nachlaßstücke, herausgegeben von J. Frauenstädt, Berlin 1903, S. 270). Er selbst war ein Liebhaber von Pornographicis, sogar solcher skatologischer Natur und erzählte gern „zynische Geschichten, die sich nicht wiedergeben lassen“, z. B. auch über die verschiedenen Arten von Küssen, über die Ausartungen des Geschlechtstriebes usw. (Schopenhauers Gespräche und Selbstgespräche S. 42, 53, 106).

J. J. Winkelmann wußte erotische Literatur sehr wohl zu

schätzen. Über Clelands „Fanny Hill“, dem bekanntesten englischen Erotikon, urteilte er, daß der Roman von einem „Meister in der Kunst, von einem Kopfe von zärtlicher Empfindung und von hohen Ideen, ja in einem geradezu pindarischen Stile geschrieben“ sei (Winkelmanns Briefe an seine Freundin, Dresden 1877, Bd. I, S. 91).

Lichtenbergs Beschlagenheit in pornographischen Schriften ist durch seine eigenen Geständnisse belegt. In seinem Briefe an Wolff vom 16. Januar 1785 (Lichtenbergs Briefe, herausgegeben von Albert Leitzmann und Carl Schüddekopf, Leipzig 1902, Bd. II, S. 186) schreibt er: „Lindamine kenne ich gar nicht. O schicken Sie mir sie, vielleicht kann ich dann mit weiteren Nachrichten dienen.“ Es handelt sich hier um das bekannte Erotikon: *Lyndamine oder die beste Welt in warmen Landen*. 2 Teile. Rom und London 1783. Das Original erschien fünf Jahre früher: *Lindamine, ou l'Optimisme dans les pays-chauds*. Londres 1778 (vgl. Hayn-Gotendorfs *Bibliotheca Germanorum erotica* Bd. IV, S. 332). Die Annahme der Herausgeber von Lichtenbergs Briefen (S. 400), daß hier „Lindamine, histoire indienne, tirée de l'espagnol, par Baudoin, Paris, Rocolet, 1638“ gemeint sei, geht fehl, denn Lichtenberg, der sich für schönwissenschaftliche Neuerscheinungen sehr interessierte, wird logischerweise eher den Wunsch geäußert haben, eine zwei Jahre vorher erschienene Übersetzung kennenzulernen als eine über hundert Jahre alte Schrift. Die Titelangabe ist also so, wie Lichtenberg sie schreibt, ganz richtig (vgl. Gay, *Bibliographie*, 3. Aufl., IV, S. 310). Daß es sich um das Sotadikum handelt, geht auch aus dem Brief vom 2. Jannar 1785 an Wolff (Bd. II, S. 187) hervor: „Diesen Schwein-Peltz von einem Buche kenne ich schon, ich hatte nur den Titul vergessen. Dieterich (sein Verleger und Freund) hat es mir einmal heraufgebracht. Ich sende es also sogleich, da sich die Gelegenheit trifft, in dem $\frac{1}{4}$ Tag zurück, an dem ich es empfangen habe. Es ist schlecht geschrieben. *Dom Bougre* und *The history of a Woman of pleasure* sind viel besser, die Kupferstiche im letztern (Schwartzte Kunst) sind würcklich schön, das Büchelchen ist aber theuer.“ Mit den beiden genannten Schriften wissen nun die beiden Herausgeber wiederum nichts anzufangen. Tatsächlich haben wir es bei ihnen mit zwei der bekanntesten und verbreitetsten erotischen Romane der Weltliteratur zu tun (vgl. meine Geschichte der

erotischen Literatur, Stuttgart, J. Püttmann, 1927, S. 389–393 und 627–631).

Im Jahre 1911 entbrannte ein lebhafter Streit darüber, ob E. T. A. Hoffmann die „Schwester Monika“, ein Erotikon par excellence, geschrieben habe oder nicht. Seine Verteidiger glaubten anscheinend, der Dichter könnte an seiner Bedeutung verlieren, wenn ihm allzu große Menschlichkeiten auf erotischem Gebiete nachgewiesen werden würden. Wer nun nicht bewußt die Augen gegen Tatsachen, wenn sie auch unangenehm sind, verschließt, wird heute zugeben müssen, daß Hoffmann zweifellos das Erotikon geschrieben hat. Den Beweis erbringt Frank (Der verheimlichte Hoffmann, Frankf. Ztg. Nr. 502 vom 8. 7. 1924). Er weist darauf hin, daß Hoffmann nach der „Biographie universelle des musiciens“ an schlüpfrigen Romanen arbeitete, daß er großes Wohlgefallen am Obscönen hatte, und daß Hoffmanns Nachlaßverwalter Hitzig drei volle Monate ganze Berge der pikantesten Handschriften Hoffmanns ins Feuer warf. Frank untersucht weiterhin den Stil des Dichters und kommt dabei zu dem Ergebnis, daß etwa 2500 Worte bizarrer Art auch in den anderen Werken Hoffmanns vorkommen. Der Einwand, ein Hoffmann-Nachahmer hätte die „Schwester Monika“ verbrochen, hält nicht stand, denn für seine Zeitgenossen war der Dichter nicht von so überragender Bedeutung, daß eine Nachahmung sich verlohnt hätte. Steht aber die Verfasserschaft Hoffmanns meines Erachtens einwandfrei fest, so ergibt sich daraus noch ein weiterer Schluß, nämlich der, daß er die sotadischen Werke des Marquis de Sade mit größter Aufmerksamkeit gelesen hat, denn dessen Einfluß ist unverkennbar.

Heines bekannter Vierzeiler:

Niemals habt ihr mich verstanden,
Niemals auch verstand ich euch,
Doch wenn wir im Kot uns fanden,
Da verstanden wir uns gleich,

findet keine bessere Illustrierung als durch die von J. F. Castelli, dem Wiener Dichter des Vormärz, überlieferte Anekdote (Memoiren meines Lebens, herausgegeben von Josef Bindtner, München, G. Müller 1913, Bd. I, S. XVII). Leopold Kompert berichtet in seinem Nachruf von ihm, daß er sich einst in einer Gesellschaft fürchter-

lich langweilte und die Gesellschaft mit ihm. „Da ermannte sich Castelli. Mit einem fragenden Blick auf die rings um die Tafelrunde sitzende Gesellschaft, zog er eine dickes geschriebenes Buch aus der Rocktasche und begann zu lesen. Ich kann mich an Titel und Inhalt der Dinge nicht mehr erinnern, die sämtlich aus seiner Feder waren, aber es waren sog. ‚starke‘ Sachen. Es währte nur wenige Minuten und wie mit einem Zauberspruche war der Siegel des Bannes von der Gesellschaft gelöst . . . Hier und da flog ein starkes Erröten über ein verschämtes Antlitz, und schnell wurde das deckende Battisttuch über die verräterische Farbe geworfen. Aber das alles störte und beirrte den alten Mann nicht weiter . . . Es war 2 Uhr nachts, als wir in der heitersten Stimmung uns zum Aufbruch rüsteten. Der alte 82jährige Castelli hatte die Ehre des Abends gerettet.“ Bindtner setzt hinzu: „Eine sonderbare Ehre in der Tat und ein erbauliches Bild der Wiener Gesellschaft aus den sechziger Jahren! Wir aber wollen für den alten Herrn nicht weiter erröten, denn wir erinnern uns, daß Castelli in der ‚Ludlam‘ (einer Geselligkeitsvereinigung) den Beinamen ‚der Höhlenzote‘ trug und als ‚Professor der Frivolitätswissenschaft‘ fungierte.“ Der Ton aber, der dort herrschte, scheint tatsächlich zuweilen gewisse Grenzen überschritten zu haben, da Castelli selber sich nur vorsichtige Anspielungen auf diese Nachtseite jenes Urbildes aller späteren Wiener Geselligkeitsvereine erlaubt.

Um nun auch aus der unmittelbaren Gegenwart Beispiele zu nennen, seien nur einige bekannte Namen genannt: Eduard Grisebach, Kurt Martens, Georg Hermann und O. J. Bierbaum.

Eduard Grisebach war ein Bibliophile, wie man ihn sich nur wünschen kann. Sein Streben ging dahin, das ganze Weltschrifttum in allen seinen Abarten zu erfassen, was voraussetzt, daß auch die apokryphe Literatur gebührend berücksichtigt wird. Und tatsächlich ging er daran keineswegs achtlos vorbei, sondern zog auch sie liebevoll in den Kreis seiner Betrachtung und Sammeltätigkeit. Durchblättert man seinen „Weltliteratur-Katalog“ (2. Aufl., Berlin, B. Behr, 1905), so stößt man auf Schritt und Tritt auf die Meisterwerke der erotischen Literatur, und die eingehenden Anmerkungen legen Zeugnis davon ab, mit welchem Interesse und Verständnis der Dichterbibliophile diese verpönte Literatur begriff, las und würdigte.

Kurt Martens (Schonungslose Lebenschronik, 5. Aufl., Wien 1921, S. 216) verrät in seinem fanatischen Bekennermut, daß ihm die Lektüre erotischer Schriften auch zu galanten Eroberungen verholfen hat. Von einer Schüchternen erzählt er: „Ich rückte den breiten Lehnstuhl zurecht und schlug die gemeinsame Lektüre eines hübschen Buches vor, die denn auch nach längerem Widerstreben auf meinem Schoß vor sich ging. Also lasen wir, Wange an Wange geschmiegt, stumm die ‚Memoiren einer Sängerin‘ . . . Celestine, leicht erhitzt und mäuschenstill, zeigte sich von den lasterhaften Erlebnissen der Sängerin gefesselt, hingerissen und hypnotisiert.“

Georg Hermann, der bekannte Autor von „Jettchen Gebert“, berichtet in diesem Roman unter namentlicher Anführung der Bücher einer kleinen erotischen Bibliothek kurz von dieser Liebhaberei und beweist damit, daß ihm diese Materie nicht ganz fremd blieb.

Otto Julius Bierbaum hatte gleichfalls seine helle Freude an besonders „saftigen“ Stücken. In seinen Notizbüchern findet sich noch manches stark gepfefferte Gedicht, das im Druck sofort der Beschlagnahme verfallen würde.

Wenn nun unter so vielen Bejahern ein einzelner sich ablehnend verhält, so kann diese Ausnahme nur die Regel bestätigen. Platen (Die Tagebücher des Grafen August v. Platen, herausgegeben von G. v. Laubmann und L. v. Scheffler, Stuttgart 1896, Bd. I, S. 251): „In der Bibliothek meines Zimmers (zu Bar le Duc) fand ich auch noch einige französische Schriften, über deren grobe und abscheuliche Unsittlichkeit ich mich nicht genug verwundern konnte. Wie weit müssen Zartgefühl und Tugend in einem Lande gesunken sein, wo so viele Bücher gedruckt und gelesen werden“ (Notiz vom 7. Juli 1815). Er tadelt auch Voltaires „Candide“ als zu lasziv (Notiz vom 18. Juni 1815, S. 230). Ist aber Platen ein kompetenter Beurteiler? Seine Homosexualität, die sich wohl kaum in Päderastie geäußert haben mag, ist ja hinreichend bekannt. Die von ihm in Bausch und Bogen verdamnten Sotadika verherrlichen jedoch ganz ungeschminkt die normale sinnliche Liebe zwischen den beiden Geschlechtern, der Platen keinen Geschmack abzugewinnen vermochte. Sein ablehnender Standpunkt erklärt sich demnach von selbst.

Was ergibt sich nun aus der kleinen, hier gebrachten Blütenlese?
Ich glaube, der Schluß liegt auf der Hand: „Wenn selbst hervor-
ragende Geister der sodadischen Literatur ihre Existenzberechtigung
zuerkannten, ohne an ihrer Sittlichkeit irgendwelchen Schaden zu
erleiden, so brauchen wir *dii minores gentium* uns nicht scheuen,
diesem verpönten Literaturzweig einige Beachtung zu schenken,
getreu Schopenhauers wahren Wort: „Es hat vieles Platz nebeneinander im Menschen!“